

Ein Jahr Stillstand.

Wenn man vom heutigen Stadtbild spricht, muß man auch der Verkehrseinschränkungen gedenken. Gleich zu Anfang hatte der Krieg für Wien einschneidende Folgen für den Verkehr. Einstellung des Personenverkehrs auf der Stadtbahn und der Verbindungsbahn, Einschränkung des Betriebes der Straßenbahnen und der Stellwagen, Verminderung des Lohndienstes durch Einberufung von Automobilen, Pferden, Motorführern und Kutschern. Namentlich die erst erwähnten Behinderungen des Verkehrs wirkten unangenehm, insbesondere für jene vielen Wiener, die in den äußeren Bezirken oder den ländlichen Vororten wohnen und täglich zeitlich früh ins Stadttinnere zu ihrer Arbeit müssen. Nach und nach hat sich das aber geregelt. Die Stadtbahn funktionierte schon nach vier Wochen, die Straßenbahn fand bald Ersatz für die einberufenen Bediensteten, die Autos aber und die Mietwagen sind noch jetzt sehr spärlich auf den Standplätzen vertreten, und wer rasch ein Fuhrwerk braucht, muß nach dem Berliner Refrain: „Geh'n Sie noch eine Etde weiter!“ wiederholt weiter laufen. So haben eine Menge verwöhnter Leute wieder gehen gelernt und sich dabei eine Marienbader Kur erspart. Da ist eben, wie in so vielen andern Belangen, der Krieg Erzieher gewesen. Man vermisst heute auch ohne Murren manche gewohnte Bequemlichkeit. Auf der Nordbahn, der seit Kriegsbeginn am intensivsten beanspruchten Eisenbahnlinie, verkehren nur Wagen dritter Klasse, und zwar aus sanitären Gründen, wegen der Ansteckungsgefahr und zur Vorbeugung der Verschleppung von Ungeziefer. Aus denselben Ursachen sind auch keine Vorhänge in den Eisenbahnwaggons, ebensowenig wie auf den Wiener Straßenbahnwagen und in den Stellwagen.

Auch die Beschränkungen und die Wiederaufnahmen des Eisenbahnverkehrs, die mit dem Aufmarsch gegen Italien verknüpft waren, vollzogen sich ganz glatt, auch da hat der Krieg auf Behörden, Verkehrsanstalten und Publikum erzieherisch gewirkt. Das Neueste, das der Krieg dem Verkehr gebracht hat, sind die weiblichen Kondukteure, die Kontrolldamen, bei den Ein- und Ausgängen der Stadtbahnstationen und die weiblichen Stationsdiener auf den Perrons.

Der Haushalt im Kriege.

Vor einem Jahre war der Haushalt im Kriege noch ein Problem der Oekonomie, das sich für einen längeren Zeitraum lösen ließ. Man konnte im Wechsel der Jahreszeiten auf ganz bestimmte Arten von Lebensmitteln und

ausreichende Mengen rechnen, und was die Preise betrifft, so mußte man freilich immer Erhöhungen in den Kalkül ziehen, aber nur kleine additionelle Vergrößerungen, kein Anwachsen der Preise durch Multiplikation. Ein Kilo Gramm Rindfleisch sieben Kronen! Die Zwiebel so teuer wie Pfirsiche! Kein reines Weizenmehl! Wenn das alles so plötzlich und auf einmal gekommen wäre, unsere Hausfrauen wären dem nicht gewachsen gewesen. Es kam aber „nach und nach“, sowohl was das Abnehmen gewisser Lebensmittel anlangt als auch die Steigerung der Preise.

Zuerst war eine ganz ungerechtfertigte Hausse in Erdäpfeln, und dann wurde einige Zeit „Kriegsbrot“ gebacken. Doch die Erdäpfel wurden wieder billiger, und die Kaisersemmel und das „mürbe“ Rispel ersiegten neuerdings beim Frühstück. Bald aber kam auch für den apathischsten Hinterländer die Erkenntnis, was der Krieg ist, und zwar auf demselben Wege, durch den auch die Liebe am sichersten ins Herz gelangt, auf dem Wege durch den Magen.

Hat nun der Krieg die Freuden der Mahlzeit abgekürzt, so hat er auch die Leiden des Robotens am glühenden Sparherd vermindert. Die geringere Auswahl an Fleisch und Gemüse und die hohen Preise einerseits sowie die verhältnismäßig raschere Zubereitung der neuen Kriegsspeisen andererseits haben die Opfer, die für den Kultus unseres Gaumens durch namentlich im Sommer recht unangenehme Arbeit gebracht werden müssen, erleichtert. Wir selbst aber sehen, daß es so auch geht. Allerdings sind wir langsam daran gewöhnt worden; zuerst verschwand das Kleingebäck, dann kam das Weizenmehl, dann das Maismehl, dann die Brotkarte, dann kamen die fleischlosen Tage. Und so wird in der Tat weniger gekocht und weniger gegessen, und vielleicht gewöhnen sich viele das „wenig essen“ genau so an, wie sie sich das „zu viel essen“ angewöhnt haben, und es kann der Krieg auch da erzieherisch und sanitär wohlthätig wirken.

Mit einem Aufzug hat der Krieg gründlich aufgeräumt: Man sieht keinen „gemüthlichen Stammgast“ mehr, der aus dem hochgefüllten Gebäckskorb mehrere Stücke herausnimmt, versucht, ob sie genügend „resch“ sind, und nachdem er alle abgegriffen hat, endlich eines verspeißt und die übrigen aber wieder zurücklegt. Wenn diese unappetitliche „Prozedur nicht mehr reaktiviert“ wird, so hat der Krieg da in einem Jahr mehr erzieherischen Erfolg gehabt, als die eindringlich gehaltenen Beschwerden der Wiener Lokalhistoriker von Gewey bis auf Schögl und Böhl in einem ganzen Jahrhundert.

Im Neußern hat sich in den Restaurants und Cafés nicht viel geändert, der „Bikkolo“ geht mit der Brotkartenscheere herum, die Kellner sind sehr häufig durch Kellnerinnen ersetzt, und wenn jetzt jemand sogar feststellen würde, daß das Hofdekret aus der Zeit Maria Theresias vom Jahre 1777, wonach das Halten von Kellnerinnen in Wien streng verboten ist, noch zu Recht besteht, weil es noch nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, möchte es wenig nützen. Man ist mit der weiblichen Bedienung im allgemeinen ganz zufrieden.